

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 47 (1972)
Heft: 1

Rubrik: Vom Wohnen und Leben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vor einem Jahr vermittelte die Tageschau der Television nach den Feiertagen einen Blick auf die vielen Kehrlichtkübel vor einem Wohnblock, und der Sprecher meinte dazu, deren grosse Zahl sei mit eine Folge der Wohlstandsgesellschaft. Das stimmt nicht ganz; denn die Zahl der Kehrlichtkessel war nach den Festtagen immer grösser als sonst, da die Müllabfuhr in der Zeit meistens einmal pro Woche ausfällt. Der Unterschied besteht darin, dass früher vornehmlich Asche und Schlacken drin waren, während sich jetzt der Abfall in der Regel aus Papier und Packmaterial zusammensetzt. In Bern werden 34 000 Wohnungen, das sind 55 Prozent aller Wohnungen, mit Öl beheizt, und ergo kann dort sonst nichts mehr verbrannt werden. Die gleichen Wohnungen sind grösstenteils mit Waschmaschinen ausgestattet, die elektrisch oder mit Gas betrieben werden. Also kann auch beim Waschen nichts mehr verbrannt werden. Das ist nicht eine Konsequenz des Wohlstandes. Bekanntlich war die Beheizung mit Öl jahrelang ziemlich billiger als mit Kohle, und wer die Kosten für die grosse Wäsche mit dem Lohn einer Waschfrau samt Verpflegung berechnet, wird draufkommen, dass er mit einer Waschmaschine finanziell besser fährt und erst noch weniger Umtriebe hat. Inzwischen ist der Beruf der Waschfrau ausgestorben. Ölheizungen und Waschmaschinen sind vor etwas mehr als zwanzig Jahren technisch, wenn auch zu Beginn noch mit Mängeln behaftet, entwickelt und seither fortlaufend verbessert worden. Vorher konnte die Gemeinde Bern den Kehrlicht zur Trockenlegung eines grossen Moores verwenden. Als das Moor aufgefüllt war, war es damit zu Ende, und man musste eine andere Lösung suchen. Der Souverän stimmte der Errichtung einer Kehrlichtverbrennungsanlage zu.

Mittlerweile hat sich die Lage bezüglich des Kehrlichts grundlegend geändert. Der Abfall nahm in einem ungeheuren Masse zu, woran die Hochkonjunktur mit der Verknappung der Arbeitskräfte und den erheblich höheren Löhnen massgebend beteiligt ist. Früher kaufte man Joghurt in Gläsern, die man auswusch und ins Geschäft zurückbrachte. Öl und Essig wurden in Glasflaschen gegen ein Depot gekauft, die man ebenfalls zurückbrachte. So war es mit vielen anderen Produkten, mit der Milch, mit Fruchtsäften und alkoholischen Getränken. Es fing damit an, dass die Gebendzilliterflaschen nicht mehr zurück-

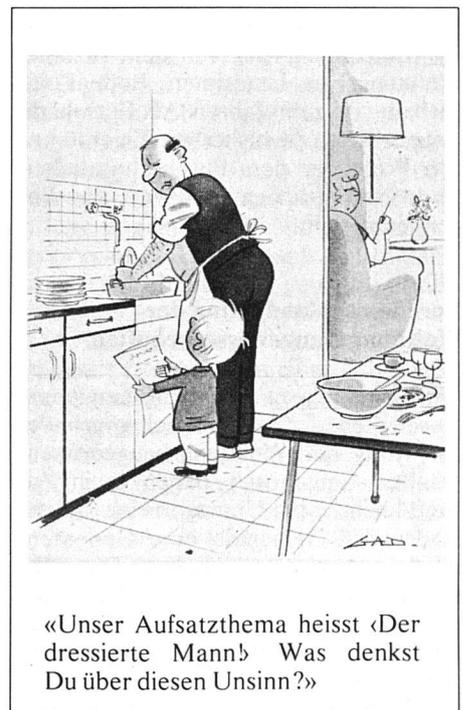
genommen wurden. Man musste sie wegwerfen. Öl und Essig werden in Plasticflaschen verkauft, die ebenfalls in den Kehrlichteimer wandern. Pasteurisierte Milch, Rahm, Joghurt, Fett, Eier und Fertigspeisen werden in Karton- oder Plasticverpackungen angeboten. Und dann kamen die Einwegflaschen für Fruchtsäfte und anderes mehr, die nicht zurückgebracht werden dürfen. Für den Einzelhaushalt präsentiert sich dies nicht sonderlich aufregend, aber gesamthaft betrachtet läppert sich das. Pro Woche werfe ich im Durchschnitt drei Einwegflaschen weg. Das macht im Jahr 150 Flaschen. Verhalten sich 40 000 Haushaltungen ähnlich, so ergibt das einen Abfall von sechs Millionen Flaschen, die selbstverständlich nicht verbrennen, sondern in der Verbrennungsanstalt lediglich geschmolzen werden und dadurch an Umfang verlieren. Die Rückstände müssen in eine geordnete Deponie überführt werden. Ich bin dazu übergegangen, Fruchtsäfte in geeichten Flaschen zu kaufen, die man zurückbringen kann, aber der Liter Orangensaft kostet mindestens 50 Rappen mehr als der in der Wegwerfflasche. Transport und Reinigung der Flaschen kommen teurer zu stehen als eine Wegwerfflasche. In der Presse wurde der Rat erteilt, man solle Wegwerfflaschen zurückweisen, was kaum beherzigt werden wird. Berufstätige Frauen und Männer werden sich nicht dazu aufrufen, leere Flaschen an den Arbeitsplatz und nachher ins Geschäft zu tragen. Für sie sind Einwegflaschen praktischer. Das «Geschenk» hat dann die Gemeinde.

Anlässlich einer Vorlage zur Erweiterung der Kehrlichtverbrennungsanlage in Bern nahm ich an einer Führung teil, wo man uns folgendes sagte: Von 1952 bis 1958 hat sich der Papieranfall verneunfacht, was mit der Zunahme der Ölheizungen zusammenhängt. 270 000 Karton- und Plasticbecher werden pro Tag verbrannt. 40 000 Weihnachtsbäume werden nach Neujahr zusammengebündelt auf die Strasse gestellt. Zum gleichen Zeitpunkt häuft sich der Anfall an Konservenbüchsen. Nach den Festtagen muss man sparen und isst die Vorräte an weissen Bohnen und Ravioli in Büchsen auf. Das «Januarloch» wird immer noch mit weissen Böhnli und Ravioli aufgefüllt. Ich kenne das aus eigener Erfahrung.

Ein besonderes Problem stellt die Verbrennung von Plastic dar, wobei giftige Stoffe erzeugt werden sollen. Es

wird eine Aufgabe für die Techniker sein, das Übel zu beseitigen, aber dies ist eben auch eine Nebenerscheinung, die nicht eingeplant war. Die Verwendung von Plastic beim Verpacken vieler Waren hat enorm zugenommen. Sie ist sauber und appetitlich, aber der Pferdefuss bleibt der Gemeinde, und die Gemeinde – darüber muss man sich klar sein – sind wir.

Gegen die Kehrlichtlawine lässt sich nicht viel machen. Sie ergibt sich aus den Verhältnissen, die sich ihrerseits aus der wirtschaftlichen Entwicklung ergeben. Um Verbrennungsanstalten kommen wir nicht mehr herum. Kleinere Gemeinden werden sich zu Regionalverbänden zusammenschliessen müssen, um den Kehrlichtanfall zu meistern. Von rührenden Ratschlägen, man solle nie ohne eine Einkaufstasche einkaufen gehen, halte ich wenig. Sorgfältige Hausfrauen tun das ohnehin nicht, und an den andern prallt er ab. Das ist den letzteren



«Unser Aufsatzthema heisst «Der dressierte Mann» Was denkst Du über diesen Unsinn?»

so lang wie breit, ob noch eine Papier- oder Plastic tasche mehr im Kehrlicht landet. Die Migros verlangt zwar neuerdings zehn Rappen für eine grosse Tragtasche aus Papier, aber wem tun zehn Rappen heutzutage noch weh? Berufstätige Frauen haben sich dahin geäußert, man könne ihnen nicht zumuten, eine Einkaufstasche mit an den Arbeitsplatz zu nehmen. Warum nicht? Ich gehe sozusagen nie ohne eine solche in die

Stadt. Selbst wenn ich an einer Sitzung teilnehme, begleitet sie mich, und es ist mir noch kein Zacken deshalb aus der Krone gebrochen. Aber ich habe es bei unserer Tochter erlebt, die sich nur ausnahmsweise dazu bequemte, eine Einkaufstasche in die Stadt zu tragen, wie wenig man mit guten Ratschlägen erreicht. Mein Vorbild beeindruckte sie nicht im geringsten. Einkaufstaschen sind nur für altmodische ältere Frauen, die sowieso die modernen Zeitläufe nicht mehr erfassen. «Wir Jungen machen es anders», pflegte sie mir zu antworten, gestattete ich mir so etwas wie einen sanften Hinweis, und das in einem Ton, der meine Nerven dermassen strapazierte, dass ich es vorzog zu schweigen. Unterdessen habe ich mich, wenn ich in der Stadt bin, umgesehen und festgestellt, dass Jugendliche sozusagen nie etwas bei sich haben, um die eingekauften Waren dareinzupacken. Nicht einmal ein Netz. Die Einkaufstasche ist «out», weil zu mühsam, unelegant oder vielleicht eher, weil mit dem Makel des Altmodischen behaftet. Und natürlich macht man es ihnen leicht, sich ohne zu behelfen.

Es ist noch nicht lange her, da meldete sich im Radio der Spengler- und Installateurenverband zum Wort mit der Bitte, man möge doch nicht Plasticsäcke und Nylonstrümpfe ins WC versenken. Entweder verstopften sie das Ableitungsrrohr, wodurch unnütze Reparaturen verursacht würden, die zu Lasten des Mieters gingen, oder Plastic und Nylon gelangten in die Kläranlage, wo sie, da sie sich nicht zersetzen, als störend erwiesen. Wenn dieser Verband via Radio auf diesen Missstand aufmerksam machte, muss viel passiert sein. Für nichts und wieder nichts tut man das nicht. Plastic- und Nylonabfälle gehören in den Kehrichtkessel oder einen Kehrichtsack. Offenbar haben viele Leute nicht einmal das mitbekommen, obwohl in den Massenmedien noch und noch über Gewässerverschmutzung und Kläranlagen gesprochen und geschrieben wird. Die Schlamperei, Trägheit und Gedankenlosigkeit haben in einem erschreckenden Mass zugenommen. Zweifellos rührt das von den beachtlich verbesserten Einkommen her. Die Dinge haben nicht mehr den gleichen Wert wie früher. Man ersetzt sie schneller und wirft manches

weg, das man früher noch zu «Ehren» gezogen hätte. Das ist nicht unbedingt eine Konsequenz der Reklame, sondern der ganzen Mentalität, die dann von der Werbung ausgenützt wird.

Auf den Mangel an Sorgfalt stösst man auf Schritt und Tritt. Er ist eine unliebsame Nebenwirkung der Hochkonjunktur, in der fast niemand mehr um einen Arbeitsplatz zittern muss. Die allzu grosse Sicherheit mag für die einen gut sein, anderen bekommt sie schlecht. Die Uninteressiertheit, ja Gleichgültigkeit wird dadurch gefördert. Daran haben wir, die wir um die Besserstellung der arbeitenden Menschen gekämpft haben, nicht gedacht. Wir planten aber auch nicht eine so überhitzte Konjunkturlage. Niemand konnte wissen, dass nach dem Kriege ein derart unglaublicher Wirtschaftsaufschwung einsetzen würde. Jetzt befinden wir uns in der Situation des Zauberlehrlings, der mit den Geistern, die er rief, nicht mehr fertig wird. Direkt gerufen haben wir nicht nach ihnen. Sie kamen irgendwie von selbst. Da wir viele Vorteile davon haben, müssen wir halt auch gewisse Nachteile in Kauf nehmen. Barbara

Brief an «das Wohnen»: Ein Hund zahlt Miete

Wie man aus einem Stein des Anstosses, in diesem Falle dem strikten «*Hunde nicht gestattet*» in den meisten Baugenossenschaften, das Ei des Kolumbus machen könnte, darauf brachten mich einige Zeilen in der Zeitschrift «Tier».

Dort stand ungefähr folgendes: Ein Mieter in Dänemark fand nachts vor seiner Haustür einen erschöpften jungen Hund, der offensichtlich entlaufen war. Er nahm das abgemagerte Tier für eine Nacht in seine Wohnung mit. Eine Anzeige in Kopenhagener Tageszeitungen, «Herrenloser Schäferhund zugelaufen. Der Besitzer wird gebeten, sich zu melden», brachte keinerlei Echo. So behielt das Ehepaar den Pflegling in der Wohnung. Ein Jahr später aber entstanden

Sorgen: Der Hausbesitzer teilte mit, er dulde keine Tiere, und verlangte von seinen langjährigen Mietern, entweder die Wohnung oder den Hund aufzugeben.

Das aufgebrachte Ehepaar liess es auf einen Prozess ankommen. Der Richter fällte die ungewöhnlichste Entscheidung, die es in einem solchen Fall in Dänemark gegeben haben mag: er verurteilte den Hund, im Monat zehn Kronen Untermiete zu zahlen. Glücklicherweise erkannte das Ehepaar den Richterspruch an.

Und nun mein Gedanke: Viele Baugenossenschaften stehen vor der Schwierigkeit, dass die Mietzinsen ihrer Neuwohnungen, zum Beispiel Betagtenwohnungen, für das Budget vieler Mieter, vor allem der Rentner, unerschwinglich sind. So werden Umsiedlungen entweder unmöglich, oder zu einer finanziellen Belastung für die Genossenschaft.

Hier wäre doch eine wunderbare Gelegenheit, solch teure Neuwohnungen zu verbilligen. Die Hundefreunde unter den Mietern dürften zwar Hunde halten, je-

doch mit der Auflage, monatlich zum Beispiel zehn Franken Sondermiete zu zahlen. Das würde bedeuten, dass drei oder vier Hundebesitzer eine unerschwingliche Wohnung erschwinglich machen würden, sofern die Sondermiete auf ein Konto «Verbilligung von Neuwohnungen» verbucht würde.

Echte Hundefreunde würden mit Freuden einen angemessenen Betrag opfern, und Mitbürgern in bedrängten Verhältnissen wäre geholfen. Die meisten Autobesitzer, davon ein grosser Teil Sonntagsfahrer, bezahlen ohne Wimperzucken den gleichen oder einen grösseren Betrag für eine Laternengarage vor dem Haus. A. B., Z.

Dieser Ausgabe liegt ein
Prospekt der Gartenzeitschrift
«Grün», herausgegeben
von der Deutschen
Verlagsanstalt, bei.